



Nachbar Jerry

Ein Einsiedler? Unsinn, Jerry kannte hier jeder, und alle wussten, wo er wohnte, wo er seine Zeitung kaufte und sein Mittagessen bestellte. Nur Reportern, die all die Jahre und Jahrzehnte anreisten, um J. D. Salinger, den vermeintlichen Eremiten, wenigstens zu Gesicht zu bekommen, erzählten sie nichts. Oder fast nichts. Denn wurden die Eindringlinge zu frech, schickten die Einheimischen sie in die falsche Richtung, je dümmere sie fragten, desto weiter. Und auch jetzt, da Nachbar Jerry für immer von ihnen gegangen ist, befolgen sie noch das Schweigegebot, das sie hier *code of the hills* nennen, aber so manchmal lassen sie doch etwas durchsickern, jedenfalls mehr als je zuvor. Und darum kehren die Reporter, die auch weiterhin in Cornish, New Hampshire, und Umgebung herum-schnüffeln, mit ganz anderen Geschichten zurück. Jerry, so erfahren wir nun etwa in der „New York Times“, erfüllte seine Bürgerpflicht nicht allein beim Wählen, er nahm auch an Bürgerversammlungen in der Cornish Elementary School teil, meist in Begleitung seiner Frau Colleen O'Neill, die noch tatkräftiger im Ortsleben mitmischte und doch Zeit hatte, wunderbare Quilts zusammenzunähen. Sie war es auch, die sich als Denkmalpfliegerin hervortat und ihrem Mann verbot, auf den weitläufigen Ländereien des Ehepaars eine alte Scheune abzureißen. Die Feuerwehr bekam von Jerry einen Dankbrief, nachdem sie bei ihm einen Brand gelöscht und dadurch seine Bücher und Manuskripte, die er eisern der Öffentlichkeit vorenthielt, gerettet hatte. In der Philip Read Memorial Library in Plainfield wie in der Bibliothek des nahen Dartmouth College war er alles andere als ein Unbekannter. Im Plainfield General Store erschien er jeden Tag kurz vor Ladenschluss, um die Zeitung mitzunehmen. Im Price Chopper Supermarkt von Windsor, auf der anderen Seite des Connecticut River in Vermont gelegen, machte er seine Großeinkäufe, die er im beigefarbenen Toyota Land Cruiser abtransportierte. Im Windsor Diner aß er gern zu Mittag, meist allein. Und wenn die First Congregational Church in Hartland, Vermont, zum Roast Beef Dinner für zwölf Dollar pro Person einlud, fehlte der Mann in Cordhosen und Wollstrickjacke nie. Anderthalb Stunden vor Beginn des Abendessens nahm er schon seinen Platz am Tischende ein, wo die Kuchen abgestellt waren, und vertrieß sich die Zeit, indem er in ein Notizbuch schrieb. So war es damals wirklich, es sei denn, die Leute von Cornish trieben wieder ihren Spaß mit den Reportern und bänden ihnen auch postum noch Bären auf. Keinen Zweifel aber gibt es darüber, dass Salingers Bücher, wie das nicht anders nach dem Tod des Kollegen Updike der Fall war, von den Regalen gerissen werden, als wären sie das allerneueste Digitalspielzeug. Seltene Schnappschüsse, für deren Echtheit der „New Yorker“ bürgt, sind auf der Webseite der Zeitschrift anzuklicken. Vom neu ausgebrochenen Verehrungsieber unangetastet, bewahrt Bret Easton Ellis sich in seiner angestammten Rolle als böser Bube und meint als solcher twittern zu müssen: „Yeah! Gott sei Dank, jetzt ist er endlich tot. Ich habe auf diesen Tag seit verdammt ewig gewartet. Heute Abend Party!!!“ Nein, mehr Sorgen machen sollte den wahren Fans Hollywood, wo die Sehnsucht nach „The Catcher in the Rye“ kaum abkühlte. Salinger könnte jede Verfilmung ab, seine Erben könnten womöglich zugänglicher sein. Holden Caulfield demnächst in 3-D? Bestimmt aber nicht in Cornish. Dort gibt es überhaupt kein Kino.

JORDAN MEJIAS

Literatur

Der Richter ist sein eigener Henker

Es ist etwas faul im Staate Spanien: Der katalanische Autor Jaume Cabré spiegelt im Barcelona des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts die Phase des Übergangs nach der Franco-Diktatur und macht einen verschlagenen und korrupten Lüstling zur faszinierenden Hauptfigur.

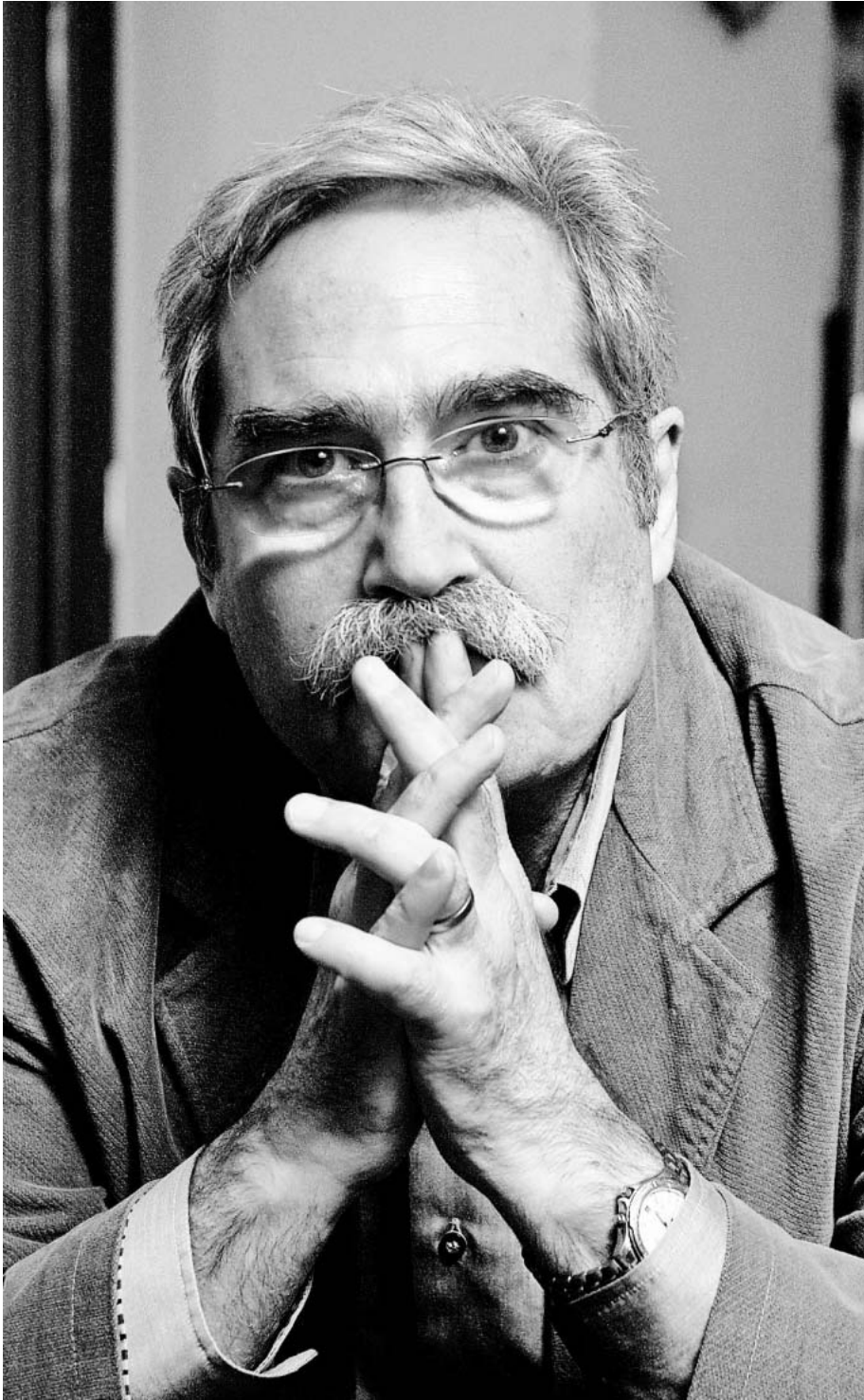
Ich traue der menschlichen Gerechtigkeit nicht. Sie ist schwach. Sie ist willkürlich“, sagt Don Rafel Massó i Pujades, und er weiß, wovon er spricht. Schließlich ist er Gerichtspräsident von Barcelona und damit nicht nur die höchste juristische Instanz, sondern auch der mächtigste Mann der zivilen städtischen Gesellschaft. Der Leser ahnt bald, dass Don Rafel, der sich seit seinem Aufstieg in der Hierarchie nur noch „Eure Gnaden“ – „Sa Senyoria“ – nennen lässt und als willkürlich verschrien ist, selbst alles andere als eine weiße Weste hat. Don Rafel ist nicht nur korrupt, er ist zudem ein Mörder. In eifersüchtiger Raserei hat er seine Geliebte erdrosselt, was sein Gewissen allerdings nur mäßig belastet und ihn auch in seinen Urteilen nicht milder stimmt. Es bereitet Sa Senyoria weitaus mehr Kopfzerbrechen, das ausgerechnet er ohne Adelstitel geboren ist und im Barcelona des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, im Haifischbecken der aristokratischen Gesellschaft, so mühsam um sein Ansehen ringen muss.

Jaume Cabré, in seiner katalanischen Heimat einer der wichtigsten Autoren der postfranquistischen Ära, hat seinen Protagonisten mit allen nur erdenklichen negativen Eigenschaften ausgestattet. Sein Don Rafel ist von mäßiger Schönheit – fast kahl, leicht buckelig und mit Krötenaugen. Er ist selbstgefällig und habgierig. Nur seinem maßlosen Machtstreben und seiner Gewissenlosigkeit hat er es zu verdanken, dass er sich gegen andere Emporkömmlinge durchsetzen kann.

Warum aber sollte man dieser von nader Missgunst getriebenen, unansehnlichen Figur über mehr als vierhundert Seiten folgen? Zum einen, weil der Leser verstrickt wird in das geschickt gewebte Beziehungsgeflecht des einflussreichen und wohlhabenden Richters. Zum anderen, weil Cabré den Charakter des Don Rafel weitaus komplexer angelegt hat, als es zunächst den Anschein macht. Sieben Jahre lang hat der Autor nach eigener Aussage mit seiner zugleich abstoßenden wie faszinierenden Figur gerungen. Das Ergebnis ist die psychologisch vielschichtige Analyse eines nach Sex und Macht strebenden Despoten. Furchteinflößend in seinem Amt, ist Don Rafel privat – vor allem in Liebesdingen – bisweilen mitteilderregend wie. Nahezu sensibel zeigt sich der Laienastronom beim Blick durch sein Fernrohr. Doch in diesem Winter hat sich selbst Orion gegen Don Rafel verschworen und verbirgt sich im Nebel.

Die Leistung des Autors ist es, den verschlagenen Lüstling nicht nur mit feinem Humor zu demaskieren, sondern gleichzeitig zur Identifikationsfigur zu machen. Je mehr Don Rafel in Bedrängnis gerät, umso größer wird die Anteilnahme des Lesers, der gebannt verfolgt, wie der Mann, der einst die Fäden in der Hand hielt, zum gehetzten Tier wird.

Rechtsbeugung, Korruption und Machtmissbrauch sind Themen, die sich durch Cabrés gesamtes Schaffen ziehen. Auch sein monumentaler Roman „Die Stimmen des Flusses“, der 2007 zum Gastlandauftritt Kataloniens auf Deutsch erschien, beschreibt den Aufstieg von skrupellosen Opportunisten. „Senyoria“ erschien im Original bereits 1991 – zu einer Zeit, in der laut Cabré das juristische System Spaniens noch immer „komplett verfault war“. Ursprünglich hatte der Autor die Geschichte des Richters, der sich selbst der Justiz entzieht, im ersten Jahrzehnt nach Francos Tod angesiedelt. Als Vorbild diente ihm ein Prozess in Barcelona, der zwei



Klarer Blick auf dunkle Geschäfte: Jaume Cabré

Foto Anna Weise

franquistischen Richtern wegen Amtsmissbrauchs gemacht wurde.

Doch weist die Epochenschwelle vor zweihundert Jahren, die Cabré nun als Setting gewählt hat, viele Parallelen zur spanischen „Transición“ nach 1975 auf. Don Rafel verkörpert einen despotischen Menschentypus, der unter dem Generalismo Franco weit verbreitet war. Das Ende der Adels Herrschaft ist überall spürbar. Die Aristokratie feiert ihre Feste verhaltener, während das Volk unter dem Einfluss der Französischen Revolution gegen Willkürherrschaft und Autoritätsglauben aufbegehrt. Don Rafels Gegenspieler sind ein junger Dichter und sein Freund, ein Komponist. Sie tragen keine Perücken mehr, haben sich symbolhaft aus dem alten System befreit. Doch dem schönen, aufrichtigen Poeten Andreu Perramon – ein vielleicht zu engelhaft reiner Charakter – wird zum Verhängnis, einen Brief zu besitzen, der Don Rafel schwer belastet. Des Mordes an einer französischen Sängerin beschuldigt, wird er umgehend gehängt.

Doch kann man diesen Roman durchaus auch ohne seinen politischen Gegenwartsbezug lesen. Cabré hat viel Mühe auf Kulisse und Kostüme verwandt. Man riecht die muffigen Perücken und schweren Parfums, hört dem belanglosen Gepöhl des herrschaftlichen Barcelona auf dem Fest zur Jahrhundertwende zu. So ist „Senyoria“ zugleich ein lustvoll-ironisches Porträt des katalanischen Adels des ausklingenden achtzehnten Jahrhunderts und eine sinnlich-deftige Hommage an Barcelona, dessen damals noch nicht gepflasterte Straßen nach wochenlangem Dauerregen im Schlamm versinken.

Der manchmal plätschernd-heitere Ton sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Cabré auf die großen, zeitlosen Konflikte

hinauswill. Leidenschaft führt bei ihm zwangsläufig zur Tragödie. Es ist gekränkte Eitelkeit, die Don Rafel seine betrügerische Geliebte erwürgen und ihn dann an ihrem Tod zugrunde gehen lässt.

Cabrés eigenwillige und virtuose Kompositionstechnik deutet sich in „Senyoria“ schon an, die technischen und stilistischen Mittel wie das Ineinanderfließen von indirekter und direkter Rede, die häufigen Wechsel der Zeitebenen und Erzählstränge, sind aber längst nicht so ausge-reift wie in dem zwölf Jahre jüngeren „Die Stimmen des Flusses“. Die Entstehungszeit von „Senyoria“ fällt zusammen mit Cabrés Arbeiten als Drehbuchautor für das katalanische Fernsehen. Auch als Romancier benutzt Cabré subtil ineinander verschachtelte Rück- und Überblenden, lässt perspektivische Nähe und Distanz alternieren. Schnell geschnittene Szenenreigen werden von langen Kamerafahrten abgelöst.

Dieser filmische Schreibstil fordert die Übersetzerin aufs äußerste. Dennoch ist nicht nachzuvollziehen, warum Kirsten Brandt bei der Übertragung ins Deutsche ganze Absätze und einmal anderthalb komplette Seiten einfach ausgelassen hat. Auch das Spiel mit Dialekten, mit Hoch- und Gossensprache ist leider etwas verlorenggegangen.

Mit „Senyoria“ unternimmt Suhrkamp nun zum zweiten Mal den Versuch, einen der wichtigsten katalanischen Autoren hierzulande bekannt zu machen. Mit einem neuen Roman ist, wie Cabré ankündigt, erst in einigen Jahren zu rechnen. Es bleibt zu hoffen, dass in der Zwischenzeit weitere, ältere Titel des Autors auf Deutsch vorliegen.

ANNIKA MÜLLER

Jaume Cabré: „Senyoria“. Roman. Aus dem Katalanischen von Kirsten Brandt. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009. 443 S., geb., 24,80 €.

und klickt sich abends erschöpft in Übertragungen von allgegenwärtigen Kontrollkameras ein, eine Art Fernsehprogramm für Privilegierte: Es zeigt Greisinnen, die sich in Seitenstraßen Aufputzmittel spritzen, und Teenager, die in Umkleekabinen Klamotten klauen. In dieser beklemmenden Big-Brother-Vision hängt der Schutz der Privatsphäre vom wirtschaftlichen Status ab: Privat bleibt, was man sich leisten kann.

Der 1963 geborene Andrej Blatnik gehörte einst zu den jungen Wilden der seit 1990 aufblühenden slowenischen Literaturszene. Der Bassgitarrist einer Punkband ist heute zugleich Verlagslektor und Dozent für kreatives Schreiben an der Universität von Ljubljana. Er schrieb Hörspiele, Essays, Kurzprosa. Zwei Bände mit Erzählungen liegen bereits auf Deutsch vor. „Ändere mich“ ist sein zweiter Roman, den Klaus Detlef Olof in ein lakonisches, unsentimentales Deutsch übertragen hat.

Darin erzählt Blatnik, eingepackt in eine orwellische Dystopie, Szenen einer Ehe in sechzehn Kapiteln, abwechselnd

aus der Perspektive des Ehemannes und seiner Frau. Die stilistische Balance zwischen dem alltäglichen Familiendrama und der Weltenagone kippt hin und wieder ins Triviale, ins Oberlehrerhafte oder Kitschige, Pointen verpuffen, wie die Beschwörung des „Globalischen“ als sinnentleerter Welsprache oder die bemüht wirkenden Kapitellüberschriften, die Gesellschaftstänze parodieren, wie der „lahme Quickstep“ oder der „freiheitliche Tango“.

Das Fazit, das der Ehekrise und das der Zukunftsvision, ist ernüchternd: Ver-gesst die Weltrevolution. Nur wer sich selbst ändert und sich ändern lässt, hat im Kleinen eine klitzekleine Chance. Also: Liebt euch, kocht den Kindern frische Gemüsesuppe, nehmt sie nicht mit in den Supermarkt, schaltet die Glotze ab, glaubt nicht an die Werbesprüche, nehmt die Gitarre in die Hand. „Manchmal müssen sich die Dinge ändern. Und sie ändern sich.“ SABINE BERKING

Andrej Blatnik: „Ändere mich“. Roman. Aus dem Slowenischen von Klaus Detlef Olof. Folio Verlag, Wien und Bozen 2009. 240 S., geb., 22,50 €.

Schallplatten und Phono

Trio auf Zehenspitzen

Das Fly-Trio ist eine junge Formation, der in einem besonders vertrackten Genre – dem Saxophon-Trio – auf Anhieb ein geradezu klassisches Album geglückt ist.

Das Saxophon-Trio gehört zu den Besetzungen, von denen man etwas bössartig sagen könnte, sie seien bei Musikern beliebter als beim Publikum, da das Fehlen eines vierten Mannes zwar den Transport verbilligt und die Gagen erhöht, keinesfalls aber das Klangspektrum erweitert.

Auch in der Geschichte des Jazz hat das Saxophon-Trio trotz eines Meilensteins wie der „Freedom Suite“ Sonny Rollins' niemals zu den klassisch zu nennenden Formationen gehört. Mehr noch als etwa das Klaviertrio erfordert diese Besetzung, die ohne echtes Harmonieinstrument auskommen will, zündende Einfälle auf allen Ebenen, das heißt vielschichtige Kompositionen und ökonomische Arrangements, einen gediegene performativen Fluss im Geben und Nehmen der Ideen sowie feine rhythmische und klangliche Nuancen, die aus der Not, faktisch über allerlei Klangfarben eben nicht zu verfügen, eine Tugend machen: die nämlich, das Instrument neu entdecken zu wollen.

Nicht nur aufgrund dieser besonderen Herausforderungen der Gattung, sondern auch, weil sie in den letzten Monaten an einigen bedeutsamen Veröffentlichungen beteiligt gewesen sind, wurde das Zusammenspiel dieser drei Musiker als „Fly-Trio“ mit großer Spannung erwartet: Während der Bassist Larry Grenadier gemeinsam mit dem Saxophonisten Mark Turner auf Enrico Sapos studendem Album „New York Days“ zu hören war (siehe F.A.Z. vom 2. Juni 2009), bilden Grenadier und der Drummer Jeff Ballard die Rhythmussektion des Brad Mehldau Trios, das mit seinem Livealbum einen fulminanten Epilog auf das Jahrzehnt des Klaviertrios eingespült hat (siehe F.A.Z. vom 25. Oktober 2008). Dass dieses lange, in den späten Neunzigern beginnende Klaviertrio-Jahrzehnt nun langsam zu Ende geht, sofern sich Originelles und Richtungweisendes zunehmend im Rahmen anderer Besetzungen Bahn zu brechen beginnen, ist eine Entwicklung, die das Fly-Trio exemplarisch verkörpert.

Ein neuer Zeitgeist weht in dieser wie auf Zehenspitzen vorgetragenen Musik, der es in ihren besten Momenten gelingt, eine mythische Gefühlswelt funktionsharmonischer Linearitäten und Zeitraffungen aus den Angeln zu heben, um sie in utopisch-ahistorische Schwebezustände zu versetzen. Dazu trägt auch ein fabelhafter Überfluss an melodischen Einfällen bei.



Überfluss an melodischen Einfällen: das Fly-Trio

Foto Robert Lewis/ECM Records

Die Welt, in der das Fly-Trio musiziert, ist weder die der beginnenden Informationsüberflutung der Achtziger noch jene der archäologischen Besinnung auf Folkloren der Neunziger. Es ist eher eine neue, ungewohnte Welt des ungezwungenen Sicheinklinkens und Mitgehenkönnens in mannigfaltige Richtungen. In dieser Welt ist Crossover zum Standard geworden, und es wird nun ganz selbstverständlich jener Pluralismus praktiziert, den die Postmoderne einst mit ihrer oft etwas verkrampften Brechtstangen-Ironie gepredigt hatte – denken wir, zum Beispiel, an Heroen wie John Zorn oder den frühen Bill Frisell. Der Jazz des Fly-Trios dagegen zerfällt nie in narrative Fragmente und Klanglagen, er nimmt unentwegt neues Material in sich auf, assimiliert und reflektiert es, um ein subjekthaftes Zentrum aller Perspektivenwechsel zu nähren. Sammlung, nicht Verausgabung oder ironische Brechung fungiert hier als

Grundhaltung. Prägend für Stimmung und Ästhetik der neun Eigenkompositionen dieses Albums ist zunächst das eloquente Spiel des Tenor- und Sopran-saxophonisten Mark Turner. Dessen sprudelnd-vibratoloser Duktus gemahnt in der Beweglichkeit seiner Motivverwebungen oft an Coltrane, bezieht seine Impulse und dramaturgische Binnengliederung jedoch nicht aus der psychagogischen Entfesselung spiritueller Energien, vielmehr aus der Gelassenheit des Beobachtens. Das Melos dieses zweieundvierzigjährigen Eigenbrötlers, der sich im vergangenen Herbst beinahe zwei Finger mit der Motorsäge abgetrennt hätte und seit Jahren ohne Manager irrlichternd seine Bahnen im Jazzhimmel zieht, hat auf „Sky & Country“ einen unverwechselbaren deskriptiv-idyllischen, fast stoisch-heiteren Grundton angenommen, der sich eher in Spiralen und Episoden als in den für das Saxophon stereotypen Terrassen und Steigerungen artikuliert, die bis hin zum Verglühen im existentialistischen „dernier cri“ reichen. Man könnte von einer objektiven Versonnenheit sprechen, die nun in Turners Spiel Regie führt und der man auch, beispielsweise, in den Stillleben eines Giorgio Morandi begegnen kann.

In der Themenexposition des federn-dien Eingangsstücks „Lady B“ assoziiert man binnen weniger Takte Abzählreime, Seemannslieder und Bossa nova – musikalische Düfte, die wie Assoziations-schwaden vorbeiziehen, später wieder auftauchen und sich immer neu als durchlässig für anderes Material erweisen, mit dem die melodischen Kristallisationskerne des Stücks weiterentwickelt und in stets neuen Konstellationen kontrastiert werden.

Das darauffolgende Titelstück brems das Motivkarussell von „Lady B“ mit Flageolets und einer weitausholend-zarten, leicht orientalisierenden Melodie aus, die Bass und Sopran-saxophon kontrapunktisch einführen, bevor Jeff Ballard und Larry Grenadier bei Anbruch der Nacht eine kleine Karawane in Bewegung setzen. Nicht zuletzt die delikaten dynamischen Abstufungen, die das Trio meisterhaft beherrscht, um sein Zusammenspiel auf Mikroebene zu organisieren, verleihen den dramaturgischen Bögen der Musik ganz eigentümliche organische Entwicklungen. So kann dann etwa in Larry Grenadiers abstrakt-blue-siger Ballade „CJ“ ein chromatisch-absteigendes Vierton-Bass-Motiv als Grundlage einer achtmünütigen Improvisation dienen: Keine Sekunde zu lang ist dieser Ausflug, weil im Improvisieren selbst aus den Interferenzen von Beckenschwingungen und Flageolets ein Spannungselement wird.

Der an der Grenze zwischen High-speed-Swing und modernem Jungle rhythmisierte Bebop „Dharma Days“ gibt Jeff Ballard dann erstmals Gelegenheit, seiner Vision einer eher spür- als hörbaren Virtuosität Gestalt zu geben. Das Stück kehrt – ähnlich wie das bezaun-

Privat ist, was man bezahlen kann

Weltrevolution? Kannst Du vergessen: Andrej Blatnik erzählt von der Liebe in der Konsumdiktatur

Im Jahr 1969 landete das amerikanische Duo Zagar and Evans mit dem Lied „In the Year 2525“ einen Welterfolg. Die existentielle Bedrohung der Menschheit durch Konsum und technischen Fortschritt schienen damals noch in weiter Ferne. Im neuen Roman des Slowenen Andrej Blatnik lauert das Grauen hinter der nächsten zeitgeschichtlichen Ecke.

Die Kriege auf dem Balkan liegen allenfalls ein paar Jahrzehnte zurück. Durch eine namenlose Stadt im alten Europa ziehen Ströme von bettelnden Migranten, Minderheiten wie „Afroserben und Muslime“ werden in nach den Warenmarken der Sponsoren benannten Baracken eingepfercht, während die eingesessenen Einwohner vierzehn Stunden und mehr am Tag schuften, um ihren immer neuen Konsumdrang zu befriedigen. Künstliche Bäume sind von einem überwältigenden Grün, während die letzten natürlichen Exemplare grau vor sich hinstarben. Man ernährt sich von synthetisch erzeugten Lebensmitteln, natürliche gibt es nur noch auf dem Schwarzmarkt, und kaum

einer kann sie sich leisten. In dieser Welt, in der alles gleich schmeckt und gleich aussieht, wird die Werbung zwangsläufig zum wichtigsten Industriezweig. Wie sonst sollten sich die Menschen im Urwald des Konsums zurechtfinden?

Werbung war lange das Metier von Borut, dem Helden dieser Anti-Utopie. Mit seinem Slogan „Global Player, Global Prayer, Global Payer“ gelang dem promovierten Akademiker der Durchbruch. Auch privat lief alles nach Plan, seine Ehe mit Monika, die beiden Söhne, die Wohnung, angemessen möbliert nach der gesellschaftlichen Stellung. Bis Borut aus dieser gar nicht so schönen neuen Welt ausbricht, deren eigentliches Machtzentrum GD, ein Werbeguru, ist. In seinem Hochsicherheitsbüro plant dieser Diktator des einundzwanzigsten Jahrhunderts gerade eine neue, vielleicht letzte Kampagne: Krieg als All-inclusive-Paket, ein religiöser Krieg, versteht sich, in Auftrag gegeben von einer interkulturellen globalen Verbindung. Während Borut seine Midlife-Krise pflegt, sucht sich Monika mit einer kurzen Liaison zu trösten

Im Innern hört man anderes: gedämpfte Lieder in Moll, duftige Septakorde, die sich in blaue Himmel hinwegträumen. Tilman Krämer hat das Stück nebst der Brahms-Sonate fis-Moll op. 2 aufgenommen (Coviello Classics 50913/Note 1). Mit herrlichen Una-Corda-Effekten und kluger Tempogestaltung gibt er den Schönheiten der Musik Raum. jbm.

Klassik in Kürze

Selbstbehauptung heißt: Erwartungen abwehren. Dem Frühwerk von Johannes Brahms hört man das an, seine Klavier-sonate C-Dur op. 1 zitiert gleich anfangs Beethovens Hammerklaviersonate. Große Formen bilden, ein ganzes Kerl sein, donnern können – Brahms scheint das wie einen Panzer zu benutzen, um seine Geheimnisse zu schützen.